



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Antisemitische Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

giments zum Diner ein. Bei Tische bemerkte der Oberst, daß einer seiner Offiziere fehlte, und zwar gerade der einzige, dessen Name „des magischen Vorwörtleins »von« ermangelte.“ Der Bankier, darüber befragt, erwiderte lächelnd: „Ich wünschte, daß wir ganz entre nous wären.“ Der Oberst gab ein Zeichen, und sämtliche Offiziere empfahlen sich.

Es ist nicht bloß Vorliebe für uns Deutsche, was Whitman die Feder geführt hat, sondern der Wunsch, seinen Engländern einen Spiegel vorzuhalten. Hat er uns an einigen Stellen geschmeichelt, so ist es nicht unsre Sache, dagegen Verwahrung einzulegen. Dafür schweigen wir auch über die Stellen, wo er unsre wirklichen oder angeblichen Fehler übertreibt und gewisse gute Eigenschaften seiner Landsleute herausstreicht, z. B. die, durch die England, d. h. ein kleiner Bruchteil des englischen Volkes, ungeheuer reich geworden ist. Er beruhigt in diesem Punkte seine Landsleute und versichert, die Deutschen würden niemals imstande sein, ihnen den Weltmarkt streitig zu machen. Wir unsrerseits verzichten gern auf den Vorzug, es den Engländern in diesem Punkte gleich zu thun; was sie auf dem Weltmarkte verloren haben, das ist die Lebenskraft und das Lebensglück von neun Zehnteln ihres Volkes. Ein Nationalreichtum, der das Volkselend zur Voraussetzung hat, ist kein Segen.



Antisemitische Litteratur



er Berliner Anti-Antisemitenverein scheint seit seiner unglücklichen Proklamation kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben zu haben. Sollte den gewiß sehr wohlmeinenden Herren, die ihre Namen für das Schriftstück hergegeben hatten, nachträglich doch zum Bewußtsein gekommen sein, wie sonderbar sich der Hilferuf ausnahm für eine Nationalität, die überall, wo sie sich niedergelassen hat, über die größten Reichtümer, fast über die gesamte Tagespresse, über weit und hoch reichende Verbindungen verfügt und überall mit Ausnahme Rußlands rechtlich den andern Staatsangehörigen völlig gleichgestellt ist? Inzwischen wurde in Wien die Gründung eines Zweiggeschäftes angekündigt. Dort erscheint unter den Führern auch der bekannte Chirurg Professor Billroth, der, wenn uns recht ist, vor mehreren Jahren durch ein Buch gegen das Judentum in der Medizin Aufsehen erregte. Mit welchen Mitteln der Antisemitismus ausgerottet werden soll, das wird aber auch in Wien als Geschäftsgeheimnis behandelt. Mit Genugthuung haben wir die zahlreiche Beteiligung

von Ärzten bemerkt, die ohne Zweifel die Absicht haben, die jetzt so oft als Krankheit bezeichnete Bewegung wissenschaftlich zu studiren, den Grund der Krankheit zu erforschen und uns dann zu sagen, wie der Bacillus zu beseitigen sei. Denn sie können sich unmöglich damit begnügen, gleich den Quackfalschern in den Zeitungen, in Vereinen und parlamentarischen Versammlungen zu wiederholen, daß es sich für gebildete Leute nicht schicke, krank zu werden. Bisher ist der Antisemitismus ebenso behandelt worden wie der Sozialismus bei seinem ersten Auftreten: man glaubte ihn totschweigen, dann totschreiben und totreden zu können. Und die Ähnlichkeit besteht auch darin, daß die große Mehrheit der Bevölkerung heute die vorhandenen Übelstände und die Notwendigkeit, ihnen abzuhelfen, erkennt, ohne deshalb allen Forderungen und Äußerungen — hier der antisemitischen, dort der sozialdemokratischen Partei — zuzustimmen. Aber während sich kaum noch jemand gegen die soziale Reform ablehnend verhält, herrscht auf dem andern Gebiete noch viel Unaufrichtigkeit, die ja zum Teil ihren Grund in der allgemeinen Richtung auf Billigkeit und Duldsamkeit hat. Ist eine Gesellschaft sicher, kein Element in ihrer Mitte zu haben, das dadurch verletzt werden könnte, so wird bald ein gelinder Antisemitismus zum Vorschein kommen; in der Öffentlichkeit, vor fremden Zeugen glaubt aber jeder seinen Abscheu gegen die Bewegung zu erkennen geben zu müssen. Und zwar wird, wenn man nicht einfach bei dem Schelt- und Schimpf-lexikon der jüdischen Zeitungen Anleihen macht, denen, die sich durch das Vorherrschen des jüdischen Stammes beeinträchtigt und bedrückt fühlen, vorgehalten, wie unschön und unchristlich es sei, sich seinen Mitmenschen gegenüber von persönlichen Interessen leiten zu lassen, denen aber, die solche Gründe nicht haben, das Recht, sich zu beklagen, abgestritten.

Eine Folge, die sich übrigens voraussehen ließ, hat allerdings die Gründung von „Vereinen zur Abwehr“ bereits gehabt: die antisemitische Bewegung ist um vieles rühriger geworden. Fort und fort gehen uns neue Bücher über die Frage, dicke und dünne, zu, und fehlt es der Partei an täglich erscheinenden Organen, so mehrt sich doch die Zahl der Wochenschriften u. s. w. recht ansehnlich. G. Höppners Buchhandlung in Berlin läßt sogar alljährlich einen „Wegweiser durch die antisemitische Litteratur“ erscheinen. Die meisten Bücher und Flugschriften, die uns zu Gesicht gekommen sind, sind freilich nicht bedeutender, als die philosemitischen Zeitungsartikel. Namentlich wird immer wieder der Fehler begangen, unerwiesene oder unerweisliche Anklagen aufs neue vorzubringen oder sich auf unzuverlässige Gewährsmänner zu berufen. Auch Dr. Gustav Stille, Dr. med., ein Mann, der mit ernster Überzeugung spricht, hält sich in seinem Kampf gegen das Judentum (Leipzig, Germania-Verlag) hiervon nicht frei. Was kommt schließlich darauf an, ob gewisse Grundsätze im Original-Talmud (!) oder in vermehrten und verbesserten Ausgaben stehen, ob die rituellen Morde Thatfachen oder Märchen sind! Scheuß-

licher Aberglaube findet sich noch überall, und wenn Esther Solimofy in Tisza-Eszlar wirklich ermordet worden ist, so darf dafür nicht das gesamte Judentum verantwortlich gemacht werden. Sehr nützlich ist es dagegen, an Thatfachen den verderblichen Einfluß der jüdischen Presse, der Alliance israelite, der verbündeten Geldmächte darzulegen. In dieser Beziehung liefert noch viel reicheres Material als Stilles Buch das zweibändige Werk von Carl Paasch (Leipzig, Selbstverlag). Der Verfasser erhebt gegen eine Menge von Personen, zum Teil hohe deutsche Staatsbeamte, so schwere Anschuldigungen, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach wird angehalten werden, sie zu beweisen, und wir Anstand nehmen, auf diesen Kernpunkt der Publikation, die sichtlich in höchster Erregung verfaßt worden ist, einzugehen. Aber danken muß man ihm, daß er Beispiele eines unverantwortlichen Preßtreibens, von denen die große Menge der Zeitungen aus übelverstandener Kollegialität keine Notiz nimmt, mit aller Gründlichkeit festgenagelt hat. Dahin gehört das Verhalten verschiedner Berliner Blätter bei dem Prozeß des Malers Gräf. Was da gegen den Präsidenten des Schwurgerichtes und den Staatsanwalt gewagt, was in Verdrehung des Thatbestandes geleistet worden ist, muß in der That eine Signatur der Zeit genannt werden. Und wie hübsch ist es, wenn eine angesehen Zeitung ankündigt, das Frauenzimmer aus der Hefe des Volkes, um deretwillen der beklagenswerte Maler sich einen Meineid hatte zu schulden kommen lassen, werde „unter sorgsam verschwiegenem Theaternamen ein Engagement an einer auswärtigen Bühne antreten,“ und die „Künstlerin“ unmittelbar darauf sich in einem sogenannten Tingeltangel produzierte, natürlich unter ihrem wahren Namen, der allein ihr zum Engagement verholfen hatte! Dahin gehört die Heze gegen Stöcker und vieles andre. Solche Dinge werden wohl vergessen. Erscheint doch der vielgeschäftige Feuilletonist, der sich auch in der Gräffschen Sache hervorthat, und den die Veröffentlichung seiner Briefe an eine Schauspielerin bestimmte, über das Weltmeer zu gehen, schon wieder mit seinem vollen Namen als Mitarbeiter „großer“ Blätter und wird wohl bald Berlin wieder durch seine Gegenwart zieren! Der Redakteur der „Volkszeitung,“ der gewagt hatte, den Skandal ans Licht zu ziehen, verlor deswegen seinen Posten, und er hätte dazu schweigen müssen, wenn nicht die „Kreuzzeitung“ ihm ihre Spalten zu einem letzten Worte geöffnet hätte. Diese Thatfachen sprechen und sind nicht abzuleugnen. Doch wozu davon viel Wesens machen? sagen „humane“ Leute; es ist nun einmal so, und wie es zu ändern sei, hat uns noch keiner gesagt. In allen andern Fällen finden sie es freilich ganz in der Ordnung, daß Mißstände zur Sprache gebracht werden, damit aus allseitiger Erörterung eine Verständigung über die mögliche Abhilfe hervorgehen könne.

Leidenschaftlicher als in Deutschland wird in Oesterreich der Kampf geführt, und darüber kann sich niemand wundern, der beobachtet, mit welcher Dreistigkeit dort das Judentum auftritt. Die jüngste Vergangenheit hat dafür wieder

einen solchen Beweis gebracht. Im Abgeordnetenhaus brachte ein Redner die heikle Frage der Vereidigung von Christen durch jüdische Richter vor. Er that es nicht in würdiger Weise, das muß zugegeben werden. Aber seine Gegner verbargen so wenig das Triumphgefühl, die Strafen aufzählen zu können, die ein Christ zu gewärtigen hat, dessen Gewissen sich dagegen sträubt, den Eid in die Hand eines Juden abzulegen, sie fügten dem Hohn so feste Abkanzelungen des Justizministers hinzu, der gewagt hatte, an den Taft der jüdischen Richter zu appelliren, und einer scheute sich nicht, mit Berufung auf einen „berühmten Physiologen,“ der wahrscheinlich auch dem auserwählten Volke angehört, alle, die das Bestehen einer Judenfrage anerkennen, für verrückt zu erklären, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Reden nicht dem Antisemitismus viele neue Anhänger zuführten. Das streitende Judentum zitirt jetzt gern das Alte Testament: offenbar kennen es die Herren nicht genau, sonst würden sie wissen, daß ihre Gegner gar nicht nötig hätten, ihre Angriffswaffen aus dem Talmud zu holen.

Ein interessantes Kapitel wird in der kleinen Schrift von Alexander Berg: Judentum und Sozialdemokratie (Berlin, Dewald) abgehandelt. Der Verfasser kritisiert die ungeheuerliche Erscheinung, daß die deutschen Arbeiter, die sich durch jüdische Agitatoren haben in den blinden Haß gegen alle Arbeitgeber hineinbezen lassen, noch zehnmal verblendeter jüdischen Führern folgen, die durch wirkliche Ausbeutung der Arbeiter oder durch Wucher reich geworden sind, und bemerkt treffend, daß die Marxsche Theorie nur in Deutschland so vollständig zum Siege gebracht werden konnte, weil „von allen Nationen die deutsche leider das bei weitem am schwächsten entwickelte Nationalgefühl aufzuweisen hat. Nicht ein Zeichen ihrer Intelligenz, wie die deutschen Arbeiter sich so gern einreden und von andern vorreden lassen, ist es, daß sie zur Hochburg des internationalen Judentums geworden sind, sondern vielmehr ein Zeichen dafür, daß sie dem Eindringen einer Theorie mit internationalem Charakter überhaupt die nötige nationale Widerstandskraft nicht entgegenzusetzen hatten.“ Das ist unzweifelhaft richtig, bedarf aber einer Ergänzung dahin, daß in unserm Volke immer noch ein stärkerer idealistischer Zug wirkt, auch in denen, die sich von solcher Schwäche gänzlich frei wähnen. Wir haben es schon wiederholt ausgesprochen: der Sozialdemokrat in England, in Frankreich, in Dänemark, in den slawischen Ländern bleibt immer Engländer, Franzose, Däne, Slawe und hat bei dem Gerede von allgemeiner Verbrüderung stets den Vorbehalt, daß sein Land und Volk nicht in den allgemeinen Brei mit eingerührt werden dürfen; nur in Deutschland blüht die bornirte Ehrlichkeit, es mit den Redensarten ernst zu nehmen. Der gute Michel stirbt nicht aus. Wie es wohl einem Pariser Schwachkopf ergehen würde, der einen Genossen wie der große Bebel den Herrn von Bollmar wegen eines Nestes nationaler Gesinnung schulmeistern wollte!

Wenn Berg annimmt, die gesamte jüdisch-sozialdemokratische Agitation arbeite nach gemeinschaftlichem festem Plan, so übersieht er, wie es scheint, gewisse Eigenschaften des jüdischen Volkscharakters. Es ist gern zu glauben, daß gewisse Personen die Beteiligung an der Arbeiterbewegung als eine Affekuranz betrachten nach dem Grundsatz: „Verschon mein Haus, zünd andre an!“ Es ist nicht zu bezweifeln, daß mancher in der allgemeinen Proletarisierung die Verwirklichung der Weltherrschaftsträume des Stammes erblickt. Aber auch der gewaltige Drang, irgend eine Rolle in der Welt zu spielen, muß mit in Rechnung gezogen werden. Damit erklärte z. B. Hehn in einem seiner Briefe den Übertritt des Herrn Paul Singer aus dem freisinnigen in das sozialdemokratische Lager. Unter den Freisinnigen gab es zu viele seinesgleichen, als daß er darauf rechnen konnte, bemerkt zu werden. Und dazu kommt der Hang, zu kritisieren, zu negieren, durch Scharfsinn zu glänzen und das eigentümliche Gemisch von Wagehalsigkeit und Zaghaftigkeit, das im täglichen Leben dazu antreibt, alles, was neu und einigermaßen gefährlich ist, mitzumachen, aber doch mit Beobachtung großer Vorsicht, und das so viele Juden zu Verschwörern von Profession macht. Von Paris oder doch von einem für sicher gehaltenen Versteck aus Bombenwerfer und Minengräber in Rußland zu kommandieren, das reizt Leute, die sich gewiß so wenig träumen lassen, die Ermordung eines Zaren werde ihnen persönlich Vorteil bringen, als ihnen an dem Lose der russischen Nation gelegen ist.

Sehr beachtenswert ist des Verfassers Darstellung der einseitigen, materialistischen, wie er sagt spezifisch jüdischen Geschichtsauffassung in der Marx'schen Lehre, derzufolge „das, was auf dem wirtschaftlichen Gebiete vorgeht und sich entwickelt, das für die Gestaltung aller zukünftigen Verhältnisse einzig bestimmende, die Beherrschung der Produktionsverhältnisse gleichbedeutend mit der absoluten politischen Allmacht sei, und also mit dem konzentriertesten und umfassendsten Besitze des Mittels, mit dem der größte Einfluß auf dieselben [die Produktionsverhältnisse] erlangt werden kann, d. h. mit dem Besitze des mobilen Geldkapitals, unweigerlich die größte und unerschütterlichste Macht innerhalb der Nationen verbunden sein müsse.“ Auf der Überzeugung, daß endlich auch der deutsche Arbeiter einsehen müsse, das Verharren in dieser Geschichtsauffassung könne keine andre Folge haben, als die Verewigung der „modernen anarchistischen Produktionsweise“, beruht die Hoffnung des Verfassers auf die Erlösung des wahren Sozialismus aus den Banden der Marx'schen Lehre.

Es ist zu bedauern, daß Berg durch langatmigen Satzbau und Vorliebe für philosophische Schulausdrücke gerade dem Publikum, von dem er vor allem gelesen werden sollte, das Verständnis erschwert hat.